



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Tage von Champigny und Villiers. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jeden Abend todmüde zu Bett geht, wenn auch nicht immer, so doch für gewöhnlich ganz gut möglich.

Aber es mag trotzdem noch genug Unheil geschehen, das natürlich nicht ermittelt und nicht statistisch gemessen werden kann. Die Kirchenobern sind dafür verantwortlich, und wenn sie ein Gewissen haben, so werden sie die Abschaffung des Zölibatzwangs, die jetzt noch nicht gewagt werden kann, wenigstens für die Zukunft ins Auge fassen. Sie dürfen sich nicht damit herausreden, daß ja die Kandidaten vor Empfang der Weihen ermahnt werden, zu prüfen, ob sie sich den Anforderungen des Priesterberufs gewachsen fühlen, und daß ihnen die Hölle, die dem unwürdigen Priester droht, mit den schrecklichsten Farben ausgemalt wird. Unschuldige enthusiastische Jünglinge von zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Jahren — es gibt noch solche — kennen sich selbst und die Menschennatur noch nicht, und die sie schon kennen, aber der lockenden Versorgung wegen nicht zurücktreten wollen, beschwichtigen ihre Skrupel; es wird schon gehn, sagen sie sich, dann gehts aber nicht. Die Aufhebung des Zwangszölibats ist ohne Verletzung eines Dogmas möglich, denn die heidnisch-jüdisch-manichäischen Anschauungen, die ihm zugrunde liegen, sind nicht dogmatisiert worden, und die römische Kirche läßt sich die Priesterehe der unierten Griechen gefallen. Allerdings hat auch die morgenländische Kirche den schwer zu entwurzelnden Volksanschauungen die Konzession machen müssen, daß sie die Verheiratung nach empfangener Priesterweihe nicht erlaubt und nur Mönche zu Bischöfen weiht. Kindliche Völker wollen nun einmal sichtbare und greifbare Götter und geweihte, in irgendeiner Weise dem profanen Verkehr entrückte Diener dieser Götter.

(Schluß folgt)



Die Tage von Champigny und Villiers

2



ir hatten uns in dem Rayon, der uns zur Beobachtung und eintretendenfalls zur Verteidigung anvertraut worden war, häuslich eingerichtet, und es war, soweit ich urteilen kann, in dem Abschnitt Sevran, zu dem das etwas höher und weiter zurück liegende Billepinte als Buen Retiro für die zeitweilig nicht zum Vorpostendienst herangezogenen Abteilungen gehörte, außerordentlich gemütlich. Man erfährt freilich nicht immer, was die Mannschaften in solchen Fällen aussetzen haben, und was deren Wohlbefinden im Wege steht, aber wenn es Veranlassung zu ernstere Klage gibt, hört man doch sehr bald davon, und auch das häufige Visitieren der Quartiere ist, wenn man die Augen offen hat und das Vertrauen der Leute genießt, das rechte Mittel, sich einen Begriff zu machen, wie die Sachen stehn. Auch Sevran war von den Einwohnern fast völlig verlassen, und die Beaufsichtigung der zurückgebliebenen Rudera der Bevölkerung verursachte wenig Mühe. Zweierlei beschäftigte uns — vom Dienst

abgesehen — sehr: ernstliches Mißtrauen gegen den Vikar von Villepinte, dem mit ziemlicher Bestimmtheit schuld gegeben wurde, daß er von einem Giebel- fenster seiner für dergleichen sehr günstig liegenden Amtswohnung aus Licht- signale mit den Forts Noisy, Romainville und Aubervilliers wechselte, und ein immer wieder auftauchendes Gerücht, daß in der auf der Karte als *Boirie de Bondy* bezeichneten, den Vorposten als „*Soutien*“ dienenden *Poudrettenfabrik* viele tausend Flaschen des besten Weins unter den sich wie Lohe ausnehmenden Vorratsbeeten vergraben seien. Ob man den Vikar doch schließlich noch in flagranti erwischt hat, weiß ich nicht: das Herumpaddeln in den dem Geruche und der Herkunft nach wenig appetitlichen Beeten bekamen die auf *Soutien* stehenden Mannschaften nie satt. Der Oberst, der in seiner wahrhaft väter- lichen Güte seinen Schützen — hundertundachtzig (Königl. Sächsisches) Schützen- (Füsilier-) Regiment — von Herzen einen reichen Fund gegönnt hätte, war doch, glaube ich, auf der andern Seite froh, daß man vergeblich grub, denn die Folgen einer glücklichen Entdeckung hätten, da die Leute den Unterschied zwischen leichtem und schwerem Wein zum Teil nicht kannten, für den Sicherheitsdienst in den ersten Stunden leicht bedenklich sein können.

In dem benachbarten *Mulnay-les-Bondy* waren der Schloßeigentümer, ein der ersten Gesellschaft angehörender Herr, und dessen Familie ihrer Scholle treu geblieben, und das Offizierkorps des im Orte einquartierten Königlich Sächsischen Leibgrenadierregiments Nr. 100 hatte mit den Zurückgebliebenen, unbeschadet der beiderseitigen durchaus loyalen und patriotischen Gesinnungen, gesellige Beziehungen angeknüpft, die von Anfang bis zu Ende korrekt und befriedigend gewesen zu sein scheinen. Man konnte es dem Schloßherrn und dessen Familie nachfühlen, daß ihnen, trotz den aufrichtigsten Wünschen für den endlichen Sieg Frankreichs, Leute ihres Standes und ihrer Erziehung, wenn es tausendmal hassenswerte „*Prussiens*“ waren, näher standen als die Freiheitshelden von *Belleville* und *La Villette*, deren Fähigkeit, das schönste Schloß in einmal vier- undzwanzig Stunden in den widerlichsten *Mugiasstall* zu verwandeln, erfahrungs- mäßig feststand. Die Arbeitskommandos, die zum Beispiel mehrere Tage mit der „*Reinigung*“ des dem *Baron Nicolai* gehörenden Schlosses *Montfermeil* beschäftigt gewesen sind, werden es mir bezeugen, daß eine nach Hunderten zählende brave Schweineherde das — um den Gegensatz doppelt fühlbar zu machen — inmitten der herrlichsten, in voller Blüte stehenden *Drangerie* prangende Schloß nicht in den ekelhaften, gesundheitsgefährlichen Zustand hätte versetzen können, der das gelungne Meisterstück einer vorstädtischen „*Legion*“ war. Ihre natürlichen Talente hatten durch den patriotischen Wunsch, dem vorrückenden Feinde den Aufenthalt gründlich zu verleiden, eine unheimliche Steigerung erfahren.

Da in *Sevran* keine Aristokraten, sondern nur ein paar armselige, für ihren Unterhalt auf die Gutmütigkeit des „*Feindes*“ angewiesne Jammergestalten zurück- geblieben waren, so waren wir Schützen einer fidelen Verwilderung bei schrecklich aussehenden Tischtüchern und in Flaschen steckenden Stearinlichtern preisgegeben, aber die herrschende, nie durch den leisesten Zwischenfall gestörte Kameradschaft entschädigte uns für alles, und die liebevolle Verehrung, die der Oberst bei

dem Offizierkorps wie bei der Mannschaft genoß, war eine wohlthuende Flamme, deren behagliche Wärme sich in dienstlichen wie in außerdienstlichen Beziehungen geltend machte. Sie hatte auch die völlige Verschmelzung mit dem Regiment für die Reserveleutnants und die Bizefeldwebel bewirkt, die besonders reichlich vertreten waren, da uns dieses außerordentlich wertvolle Material in der Universitätsstadt Leipzig, wo wir bis 1869 in Garnison gelegen hatten, frühlich zugewachsen war. Von den geringen Störungen abgesehen, die uns die Übungsgesechte der unter dem Vizeadmiral Saiffet stehenden Truppen von Zeit zu Zeit verursachten, konnte keine Kantionierung behaglicher und ausruhender sein.

Die Zeit, die man nicht auf Vorposten oder sonst im Dienste verbrachte, verwandte man, wenn man einen Gaul hatte, zu Refognoszierungsritten in den Nachbarrayons, auf denen man bei der sich im Westen anschließenden Garde oder bei der bis an die Marne ausgedehnten vierundzwanzigsten Division immer von neuem auf Verwandte und alte Bekannte stieß. Bücher gab es, Gott sei Dank, wenig: La cuisinière de la campagne et de la ville von Audot war das einzige „wissenschaftliche“ Werk, das ich in einem verlassenen Wandschrank aufgetrieben hatte. Ich glaube, die Abwesenheit der Schmöcker hat wesentlich dazu beigetragen, die in und um Sevran verlebten Wochen in meiner Erinnerung als die schönste Schlaraffenzeit meines Lebens mit üppigsten Farben zu schmücken. Der Oberst — das darf ich nicht unerwähnt lassen, weil es bezeichnend ist — studierte neben andern ernstern Büchern das Militärstrafgesetzbuch, und zwar, wie ich fest überzeugt bin, in der einzigen Absicht, mit Hilfe seiner Gelehrsamkeit dem Auditeur gerüstet entgegentreten und seinen Schützen, wenn sie hereingetumpelt waren, durch einen klug eronnenen Kniff aus der Patzche helfen zu können.

Am 28. September hatten wir die Ehre des Besuchs Seiner Majestät des Königs, der, von Ferrières kommend, in Sevran den Zug verließ und sich nach einem in unserm Regimentsstabsquartier eingenommenen Frühstück zur Besichtigung des nordöstlichen Teils der Bernierungslinie begab. Meine im Erdgeschoß des vom Obersten und vom Regimentsstab bewohnten großen Landhauses liegende Höhle wurde für den hohen Herrn als Toilettenzimmer bestimmt, und er nahm in unserm Eßzimmer mit einem zahlreichen Gefolge ein Mahl ein, dem, wie ich bezeugen kann, Herr Unger, der „Regimentsstabskoch,“ die Wichtigkeit, die es verdiente, vollauf angebeihen ließ, ohne jedoch meine cuisinière de la campagne et de la ville zu Rate ziehn zu wollen.

Man soll Zustände wie die unsers Aufenthalts in und um Sevran nicht idealisieren wollen. Es wurde zweimal am Tage, beim Mittags- und beim Abendessen, ziemlich viel Rotwein getrunken, ein Pianino mit einer Kurbelvorrichtung, durch die es sich in einen Leierkasten verwandelte, wurde, sobald der Oberst die Tafel aufgehoben hatte, von willigen Händen „gedreht,“ damit man tanzen konnte, und daß die asketischen Lebensgewohnheiten, denen man die Siege der Spartaner zugeschrieben hat, noch nicht bei uns eingebürgert waren, bewiesen, so oft wir uns auf unsre Villeggiatur nach Villepinte zurückzogen, mit dem sonderbarsten Hausrat beladene Wagen, die uns wiederum folgten oder vor-auffuhren, wenn wir in die vorderste Bernierungslinie zurückkehrten.

Unsre Tafelrunde in Sevran oder in Villepinte bestand aus zwei Hälften von ungleicher Stärke: der bei weitem größern Hälfte der „Unbekümmerten“ und der kleinern der „Bekümmerten.“ Uns Unverheirateten, die wir zuhause nur Vater und Mutter und die Geschwister zurückgelassen hatten, wurde die Zeit nicht lang: unfertigwegen brauchte sich Paris mit der Übergabe nicht zu übereilen, denn was ging uns denn ab? Dafür, daß wir keine Langeweile hatten, sorgten der Dienst, der Vizeadmiral Saiffet, die Mobilgarden, und solange wir in Sevran waren, das Kurbelklavier: warum hätten wir also ungeduldig und sorgenvoll sein sollen? Anders war es mit den Verheirateten und den Familienvätern, die je höher sie in der Anciennität standen, um so sehnlicher dem „Falle“ von Paris entgegenzusehen. Auch unser allverehrter Oberst kam mitunter, wenn er Briefe von Haus erhalten oder welche nach Dresden geschrieben hatte, mit einem sorgenvollen Ausdruck auf dem Antlitz zu Tisch; aber bei ihm hielten solche Wolken nie lange vor: wenn er eine Weile neben uns gesessen und dem behaglichen Geplauder, mit dem die sorglose Jugend die Zeit hinzubringen pflegte, freundlich zugehört hatte, kam die Sonne gleich wieder zum Vorschein, und wir hatten nie den Eindruck, daß wir, um unsre Ehrfurcht zu bezeigen, wohl daran tun würden, den Übermut für eine günstigere Gelegenheit zu versparen. Die Verehrung, der Respekt, die Liebe waren so offenbar vorhanden, daß sie nicht geflissentlich gezeigt und betätigt zu werden brauchten, und wenn er dann lachte und uns zu verstehn gab, daß wir kopflose Leichtfüße wären — die Worte, deren er sich hierzu bediente, waren viel milder und väterlicher —, so wußten wir, daß er auf seinen Ritten und im Verkehr mit den Stabs-offizieren Ernstes die Hülle und Fülle zu hören bekommen hatte, und daß er sich des Ausgleichs halber um so lieber etwas harmlosen Scherz gefallen ließ.

Außer dem Rotwein und dem Kurbelklavier spielten in unserm kleinen Kreise eine Hauptrolle die Geschosse, mit denen die Artilleristen des Vizeadmirals und wohl vor allem dessen Marinekanoniere unsre Stellung und jeden, der sich in ihr mit einer Dienstscharpe zeigte, in der freigebigsten Weise bedachten. Wenn nähere Bekannte auf der Poudrettenfabrik auf Soutien standen, so machte man ihnen da gern einen Besuch; auch wenn von Le Vert-Galant, dem Hauptquartier des Korpskommandeurs, Johanniter oder sonstige mit Liebesgaben aus der Heimat angelangte Patrioten zu uns kamen und „Kothosen“ zu sehen wünschten, führte man sie dahin und bis vor auf die „Kanalfeldwache,“ wo sie dann, noch immer in gemessener Entfernung, ein paar Marinesoldaten, Mobilgardisten oder Nationalgarden zu sehen bekamen. Eines Nachmittags, als wir bei einer solchen Gelegenheit zu fünft oder zu sechst um eine kreisförmige Vertiefung herum saßen, deren Rand uns als Sitzgelegenheit diente, landete, nachdem wir das übliche Saufen und Pfeifen vernommen hatten, ein „großer Dinkel,“ wie wir es nannten, ein Zwanzigzencentimetergeschöß, das ziemlich nahe an uns vorbeigeschossen war, wenig Schritte von uns in dem weichen Poudrettenboden und kam zum Überfluß noch ganz langsam und gemächlich in den vertieften Kreis hereingerollt, um den wir herum saßen. Ein bißchen erschrocken waren wir doch alle, denn wenn der Zünder seine Schuldigkeit getan hätte, so wäre schwerlich einer von uns mit ganzen Knochen davongekommen;

als aber ein paar Sekunden vergangen waren, ohne daß die gefürchtete Explosion stattgefunden hätte, mußten wir doch über die dummen Gesichter lachen, die wir samt und sonders gemacht hatten. Der „Onkel“ wurde vorsichtig aufgehoben und im canal d'assainissement erfäuft, worauf die allgemeine gute Laune noch herzlicher als vor seinem Besuche zum Ausbruch kam.

Ein andermal ging ich mit dem Oberleutnant L., den ich auf der Poudrettenfabrik besucht hatte, Posten revidieren. Mitten auf einem Sturzacker, über den unser Weg führte, kam wieder ein großer Onkel angefaßt und ging so dicht über dem Oberleutnant weg, daß ihn der Luftdruck nach hinten umwarf, wie man einen Bleisoldaten umknipsen würde. Mir, der ich ziemlich unmittelbar daneben herging, war von diesem Luftdruck nicht das mindeste fühlbar geworden. Das Fort Aubervilliers oder eine der davor bei Bobigny und Bondy ausgehobnen Batterien, auf die wir in ziemlich gerader Linie zuzogen, hatte den Gruß gesandt.

Daß das Stillleben in und um Sevran wochenlang dauern konnte, während in andern Abschnitten, wie wir uns nicht ohne heimlichen Neid ausdrückten, „aller Nasen lang etwas los war,“ hatte seine Gründe. Im Gelände war, wie das auch die Karte zeigt, weder eine Anhöhe noch eine Ortschaft vorhanden, auf die mit einiger Hoffnung auf Erfolg ein Handstreich zur vorübergehenden oder bleibenden Besitzergreifung hätte unternommen werden können; das Défilé der nach Meaux und nach Metz führenden Heerstraße war am vordern Ausgange des Waldes von Bondy durch Erdwerke, Schützengräben und Verhaue vor jeder Überrumpelung so wohl geschützt, daß an den Versuch einer solchen nicht zu denken war; seine täglich etwas besser in Schutz kommenden Mobilmachten hätte der Admiral am liebsten, wenn das gegangen wäre, gegen die Bataillone von Belleville anstatt gegen den Feind verwandt; der Erfolg, den man sich möglichenfalls versprechen durfte, wenn man im Osten mit starken Massen gegen die Operations- und die Verproviantierungslinien der preußisch-deutschen Armee vorzugehen versucht hätte, mochte zwar den Generalen klar sein, aber da nicht sie, sondern Zivilisten wie Arago, Picard und Garnier-Pagès die Strategen machten und, wie Frauenzimmer, mehr auf das allgemein Begehrte als auf das Zweckmäßige Wert legten, so kam militärische Einsicht hier überhaupt nicht in Betracht. Endlich hatte General Ducrot, dessen Einfluß auf den Gouverneur nicht gering war, von der Unnahbarkeit der von uns im vormaligen Parc-du-Raincy besetzten Stellung wie von der Gefährlichkeit des Défilés bei Chelles seine eignen, Seite 309 und 310 des ersten Bandes der Défense de Paris dargelegten Ansichten, die — mehr möchte ich einem so sachverständigen Kenner gegenüber nicht behaupten — meinem Laienurteil eigentlich wenig entsprachen.

Der „Sieg“ bei Coulmiers war nicht bloß Gambetta zu Kopfe gestiegen: er hatte ganz Frankreich, Paris wie die Provinz, in einen freudigen Hoffnungs-Taumel versetzt, der sich bezeichnenderweise dahin geltend machte, daß man sich von den Hals über Kopf bewaffneten Volkshaufen alles, von den verbliebenen Resten der kaiserlichen Armee nichts versprach und dementsprechend die Leitung der kriegerischen Operationen mit dilettantischer Vermessenheit den Händen im

Dienst ergrauter, erfahrener kaiserlicher Generale entnehmen und den eignen Scharfsinn und militärischen Blick in dem herannahenden entscheidenden Kampfe versuchen zu müssen glaubte. Gambetta, ein überaus begabter Mann, hatte den Fehler, daß er „auffschnitt,“ daß er offiziell aufschnitt und damit der guten Sache zu dienen glaubte: nothing succeeds like success, dachte er, und wo der Erfolg auf sich warten ließ, erfand er ihn. Wie er ein paar Monate später durch die an das Pariser Gouvernement gesandten, den Tatsachen nicht entsprechenden Nachrichten über angebliche Erfolge der Bourbaischen Armee deren trauriges Schicksal herbeiführen sollte, so hatte er in der zweiten Hälfte des Novembers, nach Empfang der den glücklichen Tag von Coulmiers betreffenden Nachrichten optimistische Bulletins über die Aussichten der Loirearmee nach Paris gesandt, in der Absicht, daß ein Teil von dessen Besatzung, er spricht von zweihunderttausend Mann, nach Süden durchbrechen und der Loirearmee bei Fontainebleau „die Hand reichen“ sollte. Leider sind nur seine Schreiben vom 11. und vom 13. November auf uns gekommen: das, worin er den Mund am vollsten genommen hatte, und worin er so weit gegangen war, wie der General Trochu in Une Page d'Histoire berichtet, offiziell anzuzeigen, die Loirearmee werde am 6. Dezember im Walde von Fontainebleau bivakieren, ist — vielleicht aus schonender Rücksicht für den Schreiber — nie veröffentlicht worden. Der General Trochu, mit dem es, was Mund und Feder anlangte, so leicht keiner aufnehmen konnte, schildert den Taumel, der sich der Pariser infolge der Gambettaschen Depeschen bemächtigt hatte, so lebhaft, daß ich der Versuchung nicht widerstehe, den bezeichnendsten Teil seiner Auseinandersetzung hier wiederzugeben. „Paris, sagt er in der eben erwähnten Page d'Histoire, sah in dem Erfolge von Coulmiers nicht ein glückliches Ereignis (un accident heureux), sondern ein Zeichen, ein Pfand des Himmels für unsre künftigen Siege. Von dem Tage an kam man in der Nationalgarde, in der Presse, in den Gemeinderäten von Paris, vor allem in der Regierung zu der Überzeugung, es gelte durchzubrechen und der siegreichen Armee — damit war die Loirearmee gemeint — entgegen zu gehn. Ich versuchte umsonst darzulegen, daß das nur Kombinationen und Hoffnungen wären, denen die Tatsachen nicht entsprechen würden. Es galt der siegreichen Armee entgegen zu gehn, die, ohne auf die für einen Durchbruch in der nordwestlichen Richtung getroffenen Vorbereitungen Rücksicht zu nehmen, ihr Anrücken auf Paris von Orleans her in Aussicht stellte. Das war, ich wiederhole es, für die öffentliche Meinung in Paris der Anfang eines förmlichen Taumels (vertige); man war überzeugt, daß es sich, wenn man die preussische Armee schlagen wollte, nur darum handle, eine weitere Anstrengung zu machen, wie die gewesen war, die den Erfolg von Coulmiers herbeigeführt hatte. Es wurde mir in leidenschaftlichster Weise, namentlich von Gambetta zur Pflicht gemacht, an nichts andres mehr zu denken als daran, wie ich durchbrechen und der Loirearmee entgegengehn wolle. Ich mußte alle Vorbereitungen, die ich in der Ebene von Gennevilliers getroffen hatte, von der Westseite auf die Ostseite übertragen (transporter).

Es wird einem Oberbefehlshaber im Bereiche der Tatsachen, für deren Folgen er verantwortlich ist, kaum etwas peinlicheres zustoßen können, denn ich

war überzeugt, daß mir nach dem Wagnisse, das ich mit geringer Aussicht auf Erfolg zu bestehn mich anschickte, der Weg nach Rouen nicht mehr offenstehn würde; und in der That, als ich auf den ursprünglichen Plan zurückkommen wollte, hatte der Feind Rouen besetzt und Abteilungen bis unter die Mauern von Havre entsandt.

Gambetta ging in den Illusionen, die er sich machte, so weit, daß er offiziell mittheilte, die Loirearmee werde am 6. Dezember im Walde von Fontainebleau bivakieren. Sie marschierte auf Orleans und erlitt da ihre ersten Mißerfolge, die unvermeidlich waren, und durch die sie zum Rückzuge gezwungen wurde; während sich ein Teil davon längs des rechten Loireufers hinzog, suchte der andre, der schwächer und dem es übler ergangen war, Bourges zu erreichen.

Als dies in Paris bekannt geworden war, schrieb ich Gambetta am 24. November . . . Was Sie meine beharrliche Untätigkeit nennen — als solche hatte Gambetta in seinen Briefen an Jules Favre meine Handlungsweise bezeichnet —, was Sie meine beharrliche Untätigkeit (*persistante inaction*) nennen, ist die natürliche Folge der gewaltigen und verwickelten Maßnahmen, mit denen ich beschäftigt bin. Es galt hunderttausend Mann zu organisieren, sie mit Artillerie zu versehen, sie aus ihren sich über fünfzehn Meilen ausdehnenden Stellungen herauszuziehen und sie in diesen Stellungen durch nicht organisierte Truppen (*troupes non organisées*) und der Nationalgarde entnommene Bataillone zu ersetzen. Und diese fast unglaublichen Maßnahmen haben getroffen werden müssen in Abänderung eines frühern, gerade in der Vorbereitung begriffnen Plans, der auf einen Durchbruch nach Westen, in der Richtung auf Rouen hinauslief. Die von der Loirearmee eingetroffenen Nachrichten haben mich natürlich bestimmt, nach Süden zu durchzubrechen und ihr, koste es, was es wolle, entgegenzugehen. Montag den 28. werde ich meine Vorbereitungen, an denen Tag und Nacht gearbeitet wird, beendigt haben. Dienstag den 29. wird die zu Ausfällen bestimmte Armee (*l'armée extérieure*) die besetzten Stellungen des Feindes angreifen. Sie wird vom General Ducrot, dem energischsten unsrer Führer, befehligt, und wenn sie sich der feindlichen Stellungen bemächtigen kann, wird sie auf die Loire zu, wahrscheinlich in der Richtung auf Oien marschieren. . . .“

Als man im Großen Hauptquartier nach allem, was man erfahren hatte, zu der Überzeugung gekommen war, daß von der Pariser Armee ein Durchbruch mit größeren Massen nach Süden beabsichtigt werde, erging am Vormittag des 29. Novembers an das Oberkommando der Maasarmee der Befehl, die ihr am 16. d. M. zugeteilte württembergische Division, die den Abschnitt auf dem rechten Seineufer von Champigny bis Bry-s.-M. besetzt hielt, und deren Stellungen durch einen Durchbruchversuch der Pariser in der Richtung auf Fontainebleau nächst denen des zweiten und des sechsten Korps hauptsächlich bedroht waren, „mit allen verfügbaren Kräften, erforderlichenfalls auch durch Truppen des Gardekorps zu unterstützen. Infolgedessen, fährt das Generalstabswerk fort, wurde am Nachmittage die zweite Gardedivision zur Übernahme der Vorpostenstellungen nach Sevran herangezogen, von weitem Entsendungen nach dem linken Marneufer aber vorläufig Abstand genommen, weil das zwölfte Korps

durch die am Mont Avron und bei Rosny versammelten französischen Truppen seine eigne Front bedroht sah. Für den folgenden Tag ordnete der Kronprinz von Sachsen an, daß sich die dreiundzwanzigste Division bis zur Marne ausdehnen, die vierundzwanzigste ganz auf das linke Flußufer hinübereücken sollte, um die Vorpostenlinie von Gournay bis Champigny zu besetzen und starke Reserven für die württembergische und die dreiundzwanzigste Division bereit zu halten; auch sollte die sächsische Korpsartillerie zur Verwendung auf beiden Marneufeln verfügbar sein. Prinz Georg (der Kommandeur des zwölften Armeekorps) beschloß, diese vom Oberkommando beabsichtigte Linkschiebung zur Ausführung zu bringen, sobald über die Absichten der vor der Front des zwölften Armeekorps angehäuften Truppenmassen kein Zweifel mehr obwalten würde.“

Diese Absichten waren abenteuerlich genug. Die gegen 100000 Mann und 300 Geschütze zählende zweite Armee sollte unter den Befehlen des Generals Ducrot auf einer Anzahl in der Nacht vom 28. zum 29. zu schlagender Brücken am 29. früh die Marne überschreiten, sich unsrer Stellungen in dem Abschnitt Gournay-Champigny bemächtigen, und wenn ihr dies gelungen wäre, in der Richtung auf Fontainebleau marschieren, um in den dortigen Waldungen der von Gambetta für den 6. angemeldeten Voivearmee „die Hand zu reichen.“ Das war ein bisher noch nie gewagter Versuch eines Durchbruchs, ohne daß ein Entsatzheer, das den Belagerer im Rücken hätte angreifen können, wirklich zur Hand gewesen wäre, und dieser Durchbruch sollte nicht bloß ohne jeden Stützpunkt in der Vormarschlinie versucht werden, sondern man war in der Verachtung jeder Gefahr und in der Außerachtsetzung der elementarsten Vorsichtsmaßregeln soweit gegangen, daß man die jungen, weder abgehärteten noch mit besonders warmer Kleidung versehenen Truppen ohne wollne Decken oder Schaffelle ausziehen ließ, obwohl sie, auch wenn sie durch ein wahres Wunder unsre Stellungen im ersten Anlauf umgerannt hätten, doch, wie die Verhältnisse lagen, die ersten Nächte im Freien hätten bivakieren müssen. Beide, Trochu und Ducrot, waren zu kriegserfahren, als daß sie sich nicht davon hätten Rechenschaft geben müssen, daß sie zu einer Art von Unternehmen auszogen, die nur in Märchen gut abläuft, nämlich zur Lösung einer ohne den Beistand der Feenwelt unmöglich zu bewältigenden Aufgabe. Aber das Gerede der Advokaten und der Demagogen hatte sie so mürrisch und dabei so wild gemacht, daß sie den Gottseibeius, wenn sie ihn begegnet wären, ohne viel Umstände bei den Hörnern gepackt hätten. Für den Chef des Großen Generalstabs, der sehr gut berichtet war und mit erstaunlicher Genialität das abenteuerliche Ziel der Operationen des Gegners sofort richtig erkannt hatte, während man im Kommando des zwölften Armeekorps den verständigern Durchbruchversuch bei Chelles für das wahrscheinliche hielt, konnte von der ersten Minute an über den Ausgang der Sache keine Zweifel bestehen, es handelte sich nur um die Frage, wie und wann sich die brandende Woge in Schaum auflösen und, ihres Glans beraubt, kraftlos zurückweichen würde. Die Aussicht auf die Opfer, mit denen die in Frage kommenden preußisch-deutschen Truppen die Zurückweisung des Angriffs zu erkaufen haben würden, dürfte zwar für das Gemüt des Grafen Moltke weniger lebhaft empfindungen hervorgerufen haben

als für das seines königlichen Kriegsherrn, aber er war schon aus praktischen Gründen kein mit Menschenleben verschwenderisch umgehender Stratege, und als er der dritten und der Maasarmee die nötigen Direktiven erteilt hatte, wird er, wie ein besonnener Schachspieler, ohne besondere Erregung dem nächsten Zuge seines Gegners mit angenehmer spannender Erwartung entgegengesessen haben.

In Paris war schon am Montag und am Dienstag (dem 28. und dem 29. November) alles in wildester patriotischer Aufregung: der Stadt und der Armee wurden drei Proklamationen zuteil, von denen die des Generals Ducrot an die von ihm befehligte zweite Armee eine wenig beneidenswerte Berühmtheit erlangt hat. Ihr Verfasser verdankt ihr den Spitznamen: ni l'un ni l'autre, und Menschen, denen es nicht gegeben ist, sich in die Situationen anderer hineinzuversetzen, haben über die Art, wie der General ohne eigentliche Not die Schiffe hinter sich abbrennen zu müssen geglaubt hat, sehr hart geurteilt. Ich bekenne, daß er meine aufrichtigsten Sympathien um deswillen hat, weil mir die Demagogen und die Zivilisten, die den Feldmarschallstab schwingen zu können glaubten, vom Grund der Seele aus zuwider sind: ich würde ihm sogar, wenn es dabei nicht über unser eignes Fell hätte hergehen müssen, einen Erfolg gegönnt haben, weil das die Schreier gärgert und um ein paar Pläke weiter hinuntergerückt hätte. Die eine Klippe, gegen die den überzeugten Helden die französische Gewohnheit, den Mund voll zu nehmen, getrieben hatte, war beizeiten bemerkt und umschifft worden. Er hatte in einer sehr wirksamen Art seinen Soldaten zugerufen: Pensez à vos champs dévastés, à vos familles ruinées, à vos sœurs, à vos femmes, à vos mères outragées, worauf ihn Trochu, dem in seiner Proklamation die für die Verhältnisse überaus bezeichnende Phrase: Ayons le courage de demeurer calmes gelungen war, und dessen Generalstabschef als vorsichtige und billige Leute darauf aufmerksam machten, daß vom Betragen des Feindes bis dahin nichts bekannt worden sei, daß die vorgebrachte Anklage der Frauenschändung rechtfertige. Die Schwestern, Gattinnen und Mütter wurden denn auch in der Tat im Tagesbefehle nicht als outragées qualifiziert, sondern mußten sich mit einer leichtern Schattierung begnügen: sie wurden nur als désolées bezeichnet, und niemand wird sich eines leichten Lächelns enthalten können, wenn er liest, daß sich der brave General etwas darauf zugute zu tun scheint, daß er, wie er sich ausdrückt, séance tenante das schöne désolé an Stelle des bedenklichen outragé gefunden habe. Die rhetorische Perle des Tagesbefehls wollte er sich aber trotz Trochus Zureden nicht entreißen lassen. Sie lautet: Pour moi, j'y suis bien résolu, j'en fais le serment devant vous, devant la nation tout entière: je ne rentrerai dans Paris que mort ou victorieux; vous pourrez me voir tomber, mais vous ne me verrez pas reculer. Alors ne vous arrêtez pas, mais vengez-moi. Es wäre wirklich schade gewesen, wenn wir durch Trochus Bedenklichkeit um dieses jeder Ehrethymathie zur Bierde erreichende Stück gekommen wären. Man muß auch billigerweise bekennen: im Gefecht hat ihn keiner zurückweichen sehen, vielmehr machte die Art, wie er am 2. Dezember auf blendend weißem Roß in den vordersten Schützenlinien herumgaloppierte, als wüßte er, daß unsre Bohnen ihm und seinem Schimmel nicht gefährlich seien, einen geradezu umheimlichen, an den fliegenden

Holländer erinnernden Eindruck. Graf d'Erifson d'Herifson, der Verfasser des mit Recht vielgelesenen Journal d'un Officier d'Ordonnance, behauptet freilich auf Seite 278, die Phrase: mort ou victorieux sei am Schluß eines Diners in der Rue Miromesnil, an dem Ducrot teilgenommen habe, von dem „großen Franzosen“ Ferdinand de Lesseps mit Bleistift auf dem Korrekturbogen hinzugefügt worden, und Ducrot habe sich damit begnügt, sie nach einigem Zögern gutzuheißen, aber davon will ich lieber nichts wissen. Die Art, wie man der Armee, Paris, Frankreich und der Welt gegenüber der Verlegenheit, ein unerfülltes Versprechen eingestehn zu müssen, aus dem Wege zu gehn verstand, indem man sagte, man sei zwar wieder da, aber wirklich zurückgekehrt sei man nicht, von einer definitiven rentrée dans Paris sei keine Rede, man lauze sich nur, um zu einem neuen Sprung auszuholen, war des verschmiztesten Augurn würdig.

Der Anfang der Durchbruchoperationen war wenig versprechend. Nachdem rechtzeitig und — wie übereinstimmend bezeugt wird — ohne jeden Zwischenfall die heilige Ablösung der zum Ausfall bestimmten Truppen der zweiten Armee durch Teile der dritten bewirkt worden war, trat in der Nacht vom 28. zum 29. ein unvorhergesehenes Hindernis ein, das einen Aufschub von vier- undzwanzig Stunden nötig machte, der der Natur der Sache nach uns und unsern Vorbereitungen für den Empfang des Feindes zugute kam. Der Transport der bei Grenelle konzentrierten einen Hälfte der für die Brückenschläge nötigen Trains sollte in der Nacht vom Montag zum Dienstag (vom 28. zum 29.) die Marne aufwärts unter dem Kommando des Fregattenkapitäns Rieunier durch Dampfboote geschehen, an deren Spitze sich ein vorzügliches Privatdampfboot la Persévérance befand. Als sich die vor das Material des Brückentrains gespannte Flottille nach Einbruch der Dunkelheit stromaufwärts in Bewegung gesetzt hatte, stellte sich heraus, daß man infolge eingetretnen Hochwassers kaum gegen die Gewalt der Strömung anzukämpfen vermochte, und daß die an der Spitze des Konvois dampfende Persévérance erst nach mehrstündigem Ringen die Durchfahrt unter der Brücke von Joinville zu erzwingen imstande war. Der Zeitverlust, den man durch allerhand mißliche Zwischenfälle erlitten hatte, war so bedeutend, daß der mit der Herstellung der Brücken betraute Oberingenieur Krantz, an der Möglichkeit, mit dem Schlagen der Brücken vor Tagesanbruch fertig zu werden, verzweifelnd, dem Gouverneur Trochu und dem General Ducrot von der mißlichen Lage Mitteilung zu machen eilte.

Eine von diesen beiden Befehlshabern auf dem Fort Rosny, wohin der Gouverneur sein Stabsquartier zeitweilig verlegt hatte, mitten in der Nacht gehaltne Beratung und die dabei von ihm geltend gemachten Erwägungen waren erneute Beweise von dem unheilvollen Einflusse, den der schon mehrmals erwähnte Popanz einer irrefeleiteten und sehr anmaßend gewordenen öffentlichen Meinung auf seine Handlungsweise übte. Die durch eingehende Befragung des Forst- und Chausseepersonals gewonnene Überzeugung, daß eine Abänderung der getroffenen Dispositionen, um einen Durchbruch auf der Linie Gournay, Chelles, Montfermeil zu versuchen, nicht rätlich wäre, dürfte allerdings den Tatsachen um so mehr entsprechen haben, als man deutscherseits auf der

von den beiden Divisionen des zwölften Korps besetzt gehalten Linie einen überraschenden Angriff mit größern Truppenmassen erwartete und zu dessen Abweisung das Nötige angeordnet hatte. Dagegen wäre es, so weit man in solchen Dingen ohne die genaueste Information über die speziellen Verhältnisse irgend urteilen kann, allem Anscheine nach das ratsamste gewesen, nicht bloß den Hauptangriff, sondern auch die in der Richtung auf Spinay, Buzenval, Choisy-le-Roi und auf der Halbinsel Gennevilliers angeordneten Nebenangriffe um vierundzwanzig Stunden zu verschieben, aber ein solches untätiges Zuwarten aller Heeresabteilungen glaubte der Gouverneur im Hinblick auf die leidenschaftlich angeregte Erwartung des Pariser Haufens nicht verantworten zu können, und — was auf das Funktionieren der Befehlerteilung in einem verhältnismäßig nicht sehr ausgedehnten Rayon kein besonders vorteilhaftes Licht wirft — man kam zu der Überzeugung, daß es unmöglich sei, den Truppen, die sämtlich vor Tagesanbruch antreten sollten, rechtzeitig eine gegenteilige Weisung zukommen zu lassen. Es wurde deshalb beschlossen, die Nebenangriffe nicht zu kontremandieren, und General Ducrot, der dies auf Seite 162 seiner Défense de Paris mitteilt, nimmt Gelegenheit, dem Leser auseinanderzusetzen, daß durch den Aufschub des Hauptangriffs um vierundzwanzig Stunden nur eine Verwandlung der angeordneten Diverfionen aus taktischen Demonstrationen in strategische stattgefunden habe!



Nach der Hühnersuche

Eine Spukgeschichte für Weidmänner von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



Nach Beendigung des Soupers gab ich dem alten Bedienten das verabredete Signal. Er mußte draußen auf dem Korridor gewartet haben, denn er war sofort zur Stelle. Wir gingen die Treppe hinab und kamen wieder über den großen Vorfaal. Mein Begleiter verlangsamte seine Schritte, blieb in Gedanken versunken vor einem der Geweihe stehn und leuchtete mit dem Windlicht hinauf, daß die Schatten der mächtigen Stangen und Enden über die weiße Wand bis zur Decke emporglitten.

Das war meiner, murmelte er, während er sich mit dem Handrücken der Linken die Augen wischte, heute werdens vierzig Jahre, und seitdem bin ich nicht wieder herausgekommen. Aber der gnädige Herr mag zusehen, wie ers vor dem da oben — er wies mit der Linken zur Decke — verantworten kann.

Ich verstand nicht, was der alte Mann mit diesen seltsamen Worten meinte, aber aus dem Tone seiner Stimme klang eine so tiefe Traurigkeit, und seine Züge waren so schmerzlich verzerrt, daß ich aufrichtiges Mitleid mit ihm empfand.

Wir schritten weiter, bogen in einen langen Gang ein und machten vor einer niedrigen Tür halt. Der Bediente klopfte und ließ mich auf das barsche „Herein!“, das uns von drinnen entgegentönte, eintreten. Der Raum, worin ich mich nun befand, war offenbar ein Bibliothekszimmer. Die Wände waren mit Bücherregalen und hohen Glaschränken bedeckt, und in der Mitte stand ein schwerer Eichentisch, an dem in einem mit Leder bezogenen Lehnstuhl ein Mann saß, der in die Lektüre